

Mit dem Koran in den Himmel

Vor zwanzig Jahren, als er von der Raumstation Mir zur Erde zurückkehrte, wurde er in seiner Heimat als nationaler Held gefeiert. Regierungsvertreter und Mudschahedin waren gleichermaßen stolz auf Abdulahad Momand, den ersten Afghanen, der ins Weltall geflogen war, und dankend nahm er das Amt des stellvertretenden Ministers für Luftfahrt und Tourismus an. Vier Jahre später hat er sein Heimatland verlassen, weil es im Bürgerkrieg versank, und dabei alles verloren. Er verzichtete damals nicht nur auf seine Karriereaussichten in der Regierung oder Wissenschaft, sondern auf alles, was er erreicht hatte. 1992 kam er nach Deutschland, wo er sich eine neue Existenz aufgebaut hat. In dieser Zeit ist die Afghanische Republik im Bruderkrieg untergegangen, das Islamische Emirat der Taliban ist gestürzt, und auch das Afghanistan unter der Regierung von Präsident Karzai ist weder sicher noch stabil. Nach Afghanistan will Momand, der längst die deutsche Staatsbürgerschaft hat, unter diesen Umständen nicht zurück.

Wir treffen ihn an einem verregneten Samstagmorgen bei ihm zu Hause, in einer Neubausiedlung in der Nähe von Stuttgart, wo er mit seiner Frau und seinen Kindern lebt. Sachlich und geradezu distanziert spricht Momand über seine Vergangenheit, fast so, als ob nicht von ihm, sondern von jemand anderem die Rede ist. Er war Kampfpilot bei der afghanischen Luftwaffe, als er 1988 ausgewählt wurde, im sowjetischen Interkosmos-Programm stellvertretend für sein Land zur Mir zu fliegen. Dies war noch während des sowjetischen Afghanistan-Kriegs, aber der sowjetische Rückzug aus Afghanistan war bereits beschlossen. Für die Zeit der Mission rief der damalige afghanische Präsident Najibullah einseitig einen Waffenstillstand aus, der bereits am ersten Tag nicht eingehalten wurde. Trotzdem sollte die Reise Momands ein Zeichen des Friedens und der Völkerverständnis sein. Entsprechend ausführlich wurde sie im Ostblock in den Nachrichten verfolgt, das „Neue Deutschland“ berichtete täglich.

Die meisten Erinnerungsstücke an seinen Weltraumflug ließ Momand zurück. Was zum Beispiel aus seinem Raumanzug geworden ist, weiß er nicht. Außer seinen Erinnerungen ist ihm nicht viel geblieben: Fotos und sein Koran, den er auch mit auf die Mir genommen hatte. Sorgfältig wickelt er die grün gebundene Dünndruckausgabe aus dem gelben Seidenumschlag und schlägt behutsam die letzte Seite auf. Auf ihr prangen zwei sowjetische Stempel. Momand stellt sachlich fest, dass sie eigentlich auf der ersten Seite sein sollten, aber für die sowjetische Raumfahrtbehörde war sein Koran einfach nur ein Buch, weshalb es für sie unwichtig war, dass arabische Bücher von rechts nach links gelesen werden.

Auf die Frage, ob die sowjetische Raumfahrtbehörde ihm Schwierigkeiten machte, als er sie mit dem Anliegen konfrontierte, dass er seine Religion, den Islam, während des Raumfluges praktizieren, seinen Koran und seine Gebetskette mit in den Weltraum nehmen und benutzen wolle, antwortet Momand nüchtern: „Nein, es war von vornherein im Protokoll festgehalten.“ Da er seinen Speiseplan selbst zusammenstellte, konnte er die islamischen Speisevorschriften einhalten. So wurde er auf der Mir mit Reis und Huhn versorgt und musste auch auf das afghanische Nationalgetränk, schwarzen Tee, nicht verzichten. An Bord war es ihm unmöglich, das Gebet in Richtung Mekka zu richten, weil die Mir um die Erde kreiste und sich zusätzlich noch selbst drehte. Und auch den genauen Gebetsablauf konnte er in

Für Muslime stellen die religiösen Pflichten im Weltraum besondere Herausforderungen dar. Ein Gespräch mit dem ehemaligen Kosmonauten Abdulahad Momand.

Von Nils Fischer



Ein Modell des Sojus-Raumfahrers führt Abdulahad Momand in seine Zeit als Kosmonaut zurück. Für seinen Sohn ist dieser Ausflug in eine fremde Welt wohl nur ein Spiel. Foto: Julia Zimmermann

die andere die an Bord gültige Greenwicht-Zeit. Als der gläubige malaysische Arzt Sheikh Muszaphar Shukor – letzter von bislang neun Muslimen im Weltraum – im Jahr 2006 für einen Flug zur Internationalen Raumstation (ISS) ausgewählt wurde, der dann im Oktober 2007 stattfand, richtete die malaysische Weltraumorganisation und das Religionsministerium ein internationales Seminar zum richtigen Verhalten im Weltraum aus. Dort wurde auch eine „Richtlinie für die Ausübung islamischer Kulthandlungen auf der ISS“ verfasst. Sie beantwortet die wichtigsten Fragen, zum Beispiel, wie die rituelle Waschung vollzogen wird,

der Schwerelosigkeit nicht einhalten, deshalb schnallte er sich an und betete in Ruhe.

Vor Abdulahad Momand waren bereits zwei Muslime ins Weltall geflogen, Prinz Sultan bin Salman Al Saud als erster muslimischer Raumfahrer überhaupt und der Syrer Muhammed Achmed Faris. Um in Erfahrung zu bringen, was ein Muslim beachten muss, wenn er in den Weltraum reist, ließ sich Prinz Sultan von seiner Reise von saudi-arabischen Rechtsgelehrten beraten. Das Problem der Gebetszeiten löste er, indem er zwei Armbanduhr anlegte. Die eine zeigte die Zeit des Abfluges – in diesem Fall Cape Canaveral –, die für das Gebet maßgeblich ist,

das Gebet ausgerichtet oder was beim Essen beachtet werden soll. Generell weist sie den muslimischen Raumfahrer an, die muslimischen Kulthandlungen, so gut es geht, zu verrichten, wofür sie Vereinfachungen und Beschränkungen auf das Wesentliche vorschlägt. Die rituelle Waschung vor dem Gebet etwa ist auf der ISS nicht in der gewohnten Weise möglich, weil dort Wasser gespart werden muss. Deshalb ist eine symbolische Waschung statthaft. Die Richtlinie gibt aber auch Rat, was im Fall des Todes zu tun ist: Nach Möglichkeit soll der Leichnam zur Erde zurückgebracht, andernfalls eine schlichte Weltraumbestattung vorgenommen werden.

chelt und zeigt auf ein Bild, auf dem er mit seine beiden Crewkameraden vor dem Bestiegen des Sojus-Raumfahrers zu sehen ist. „Bei diesem Bild fragten mich die Leute nachher, warum ich nicht gewinkt habe. Aber wie hätte ich winken sollen? In der einen Hand hielt ich das Gerät zur Temperaturregulierung und in der anderen den Koran.“

Für die Wissenschaft in Afghanistan hatte Momands Weltraummission große Bedeutung, mit seinen Fotos sollte ein detaillierter Atlas von Afghanistan geschaffen werden. Zu diesem Zweck hat die Akademie der Wissenschaften das Institut für Luft- und Raumfahrt in Kabul gegründet, dessen Gründungsdirektor Momand gewesen ist. Auch andere muslimische Raumfahrer haben während ihrer Weltraummissionen Aufnahmen ihrer jeweiligen Heimatstaaten gemacht, die auf Bodenschätze, Wasser- und Ölvorkommen hinweisen. Daneben gab es islamisch motivierte Aufgabenstellungen. Beispielsweise ist es nach islamischem Recht für die Ermittlung des Anfangs oder des Endes eines islamischen Monats notwendig, dass ein Muslim den Neumond mit den Augen wahrnimmt. Das ist vor allem für den islamischen Fastenmonat Ramadan wichtig, weshalb muslimische Hobbyastronomen auf der ganzen Welt den Mond beobachten. Bei der Weltraummission von Prinz Sultan bin Salman Al Saud traf es sich, dass der Ramadan während seiner Mission endete. Durch die Fenster der Raumfähre hatte Prinz Sultan einen unverstellten Blick auf den Mond. Er sichtete und fotografierte den Neumond, der das Ende des Fastens ankündigte, das er mit seinen Crewkameraden beging. Zur Feier des Tages verteilte er Datteln aus Medina.

Mit der Luft- und Raumfahrt hat Abdulahad Momand heute gar nichts mehr zu tun. Seine Orden und ein Sojus-Modell stehen in der Vitrine im Wohnzimmer. Seine Crewkameraden trifft er gelegentlich auf Konferenzen, und kürzlich war er mit seiner Familie und einem Kamerteam im Sternenstädtchen bei Moskau. Dort wurde eine Fernsehdokumentation über das sowjetische Interkosmos-Programm dreht.

Mittlerweile betreiben islamische Staaten wie Malaysia und Iran eigene nationale Weltraumprogramme. 2001 hatte Iran für internationale Erstaunen gesorgt, als sein damaliger Präsident Mohammad Chatami Russland den Vorschlag machte, die ausgerüstete Mir zu kaufen. Iran wollte die Raumstation zwei bis drei Jahre militärisch nutzen. Russland sollte die Ausbildung der iranischen Kosmonauten übernehmen. Allerdings kam das Angebot zu spät, da der Abbruch der Mir bereits eingeleitet war. Im Augenblick arbeitet Iran daran, mit eigenen Raketen Satelliten in die Erdumlaufbahn zu schicken. Es kündigt seit einiger Zeit die Meldung, dass Iran mit Unterstützung Russlands Raumfahrer und ein eigenes Raumschiff ins All schicken will. Malaysia hingegen plant zum Jahr 2020 eine Mission zum Mond.



Corinne Diserens Foto: Oliver Oppitz

Abgang der Froschfreundin

Den erbitterten Streit um Martin Kippenbergers gekreuzigten Frosch hat Corinne Diserens, die Gründungsdirektorin des Bozner „Museion“, noch mit knapper Not überlebt. Da konnten Südtiroler Politiker in den Hungerstreik treten, katholische Gruppen vor dem Museum gegen das vermeintlich blasphemische Kreuzifix anbieten. Sogar der Papst richtete mit seinem Appell nur aus, dass der grüne Gekreuzigte ins Obergeschoss verbannt wurde. Doch nun, da die Eröffnungsaussstellung endet und der Dauerstreit abflauen verspricht, ist Corinne Diserens Knall auf Fall fristlos gekündigt worden.

Dass der Museumsbeirat die Entscheidung am Tag nach den Südtiroler Regionalwahlen fällt, gibt Anlass für Spekulationen. Hat der Rechtsruck in Bozen, bei dem die „Freiheitlichen“ der allmächtigen Südtiroler Volkspartei eine Niederlage zuzufügen, der Museumsdirektorin den Garaus gemacht? Wollten die Chefs der Stiftung „Museion“ eine Symbolfigur für den Kontraktionskurs aus dem Weg räumen? Schließlich sind sie auf das Geld aus dem Südtiroler Kulturerbe angewiesen. Doch dass derselbe Beirat in der Froschfrage der Direktorin noch Ende August beigesprochen war, ist andererseits ein Indiz dafür, dass es hier um anderes ging als die Freiheit der Kunst.

Der Beirat erklärt in einer knappen Stellungnahme, man ziehe einmütig die Konsequenz aus einem verfehlten Management. Diserens habe ohne Rücksprache mit dem Träger finanzielle und personelle Entscheidungen getroffen, die „gegen die Geschäftsordnung der Stiftung verstießen“. Von einem Finanzloch von einer halben Million Euro ist die Rede. In einer solchen Lage geht es für ein neues, ehrgeiziges Museum, das seit der Eröffnung nie aus den Schlagzeilen herausgekommen war, wohl ums Überleben.

Die gebürtige Genferin Corinne Diserens, die als Direktorin im „Museion“ erst seit März amtierte, ist in ihrem Metier keine Anfängerin. Zuvor hat sie das Musée des Beaux Arts in Nantes und den städtischen Museumspool von Marseille geleitet. Könnte es sein, dass es im neuen Haus noch an geeigneten Strukturen für Kommunikation und Administration gehapert hat? Oder war am Ende doch der leidige Frosch schuld? Das ist eine Frage, die wohl das Arbeitsgericht klären muss. Während im politischen Südtirol nach der Wahl das Stühlerücken begonnen hat, reiben sich viele Gegner des Kreuzifixes – und der modernen Kunst – erfreut die Hände. Der Landeshauptmann Luis Durnwalder wurde zuletzt im Landtag von einem überlebensgroßen Grausfrosch umarmt und muss seither mit diesem symbolischen Foto leben. Das ist dann wohl das Fazit des turbulenten ersten Halbjahrs im Bozner Museum: Die Direktorin ist man los, der Frosch wird Südtirol bleiben. DIRK SCHÜMER

Das Glück der Reprise wird zum unglücklichen Aufguss: Dieter Schnebel und Klaus Heinrich in der Berliner Akademie der Künste

UPDATE

Als 2005 des hundertsten Todestags von Albert Einstein gedacht wurde, entsann man sich auch wieder der Breitenwirkung, die der geigende Physiker bereits früh nicht nur in den wissenschaftlichen Milieus erzielt hatte. In seine Vorlesungen an der Berliner Universität Unter den Linden fielen etwa „reiche amerikanische und englische Damen in kostbaren Pelzen“ ein, die ihn wie ein Bühnenwunder durch ihre Operngläser beobach-

teten, erinnert sich ein Zeitzeuge. Wenn Einstein eine Pause ankündigte, „damit sich alle entfernen können, die sich nicht weiter interessieren“, blieb oft kein Dutzend Studenten zurück. Ein ähnliches Phänomen war viele Jahre später an der Freien Universität Berlin zu erleben, wo Klaus Heinrich Vorlesungen über Religionsphilosophie hielt und in einem sehr weiten akademischen Rahmen sozusagen über Gott und die Welt sprach.

Neben der studentischen Hörerschaft pilgerten zu ihm alle, die sich gut und gesellschaftlich und wahrscheinlich ewig jung fühlen wollten, obwohl sie von den komplizierten Dingen, über die er auf und ab gehende Professor redete, meist nicht die Bohne verstanden. Sie machten Heinrich,

der nichts dafür konnte, zu einem Guru und sich selbst zu intellektuellen Groupies. Als sich der 1995 emeritierte Mitbegründer der Freien Universität jetzt für die Veranstaltungsreihe „Kulturelle Dialoge“ mit dem Komponisten, evangelischen Pfarrer und Religionslehrer Dieter Schnebel in der Akademie der Künste unterhalten sollte, tauchten viele von ihnen abermals auf. Man sah abgewetzte Aktentassen und gespannt gezückte Kugelschreiber, in Vorfreude geneigte grauweiße Köpfe und zumal dieses milde, erwartungsfrohe Lächeln auf zwar älter gewordenen, aber nicht minder hingebungsvollen Gesichtern. Immerhin stand das Phänomen der Zeit im Zentrum des Gesprächs – in der Musik wie im realen Leben. Der Pia-

nist Ernst Surberg spielte Schnebels achtteilige Konzeptkomposition „Es ist Zeit“ in der „Rohfassung“ von 1983 und der „Feinfassung“ von 2003. Der 1927 geborene Klaus Heinrich wollte eigentlich keine Vorlesung halten, geriet jedoch gleich ausgiebig ins Dozieren. Er fing mit den Begriffen „Verstörung“ und „Obsession“ als Höreindrücken an, widmete sich „Toneisblöcken“, Angelus Silesius und Adorno, unterstrich die Utopien, die jeder Musik eignen – wie den Wunsch, zurück in den Mutterleib zu kehren.

Dieter Schnebel, Jahrgang 1930, streifte im Gegenzug die Themenkomplexe „Erinnerung“ und „Ahnung“, bekannte, dass er „Es ist Zeit“ gar nicht mehr möge und dass es noch keine Regression im Schaf-

fen eines Komponisten bedeute, wenn er sich hie und da etwas gönne – zum Beispiel eine kleine Melodie. Die zwei alten Herren saßen einträchtig nebeneinander, fanden allerdings nicht zueinander. Schnebel war eher wortkarg, passiv, divenhaft. Heinrich erschien so freundlich wie routiniert im Analysieren, Argumentieren, freien Assoziieren. Ein Moderator hätte das enttäuschend dahinplätschernde Geplauder anregen und vertiefen können, war indes nicht engagiert worden. Der Abend war mit einem Zitat Schnebels „Das Glück der Wiederkehr eines schon fast vergessenen Anfangs“ übertitelt. Hier klang das mehr nach modifizierter Relativitätstheorie: „Lang, lang ist her“ – und kommt nicht wieder. IRENE BAZINGER

